

Da war einer, der mir geholfen hat

Ein Dankeschön an meinen Schutzengel

Zurückschauend auf 84 Lebensjahre, komme ich zu der Überzeugung: Da war immer einer, der mir in gefährlichen, beschwerlichen oder ausweglosen Situationen geholfen hat. Dessen bin ich mir heute absolut sicher. Ansonsten nämlich hätte ich dieses „spätherbstliche“ Alter niemals erreicht. Er war und ist unsichtbar, aber er war und ist zur Stelle, wenn Not am Mann ist. „Schutzengel“ nennen wir diesen Unsichtbaren, den wir mit unseren normalen Sinnen nicht wahrnehmen, dessen Beistand uns aber sehr oft deutlich erkennbar wird. Jeder Mensch besitzt einen solchen Schutzgeist, das lernten wir aus unserem Katechismus. Dort gab es ein Bild, das sich mir eingepägt hat: Ein Engel mit mächtigen Flügeln geleitet ein Kind über einen schmalen Steg. Heute weiß ich, dass es diesen Schutzgeist gibt. Er muss ja gar nicht unbedingt Flügel haben, aber er ist da, wenn seine Hilfe gebraucht wird.

Im Folgenden will ich versuchen, meine Behauptung durch ein paar tatsächliche Begebenheiten zu belegen. Für deren Wahrheitsgehalt lege ich die Hand ins Feuer. Mein Schutzengel hat mich 84 Jahre lang nicht im Stich gelassen, er ist auch heute noch da und steht neben mir am Dialyse-Sessel im Nierenzentrum Mechernich. Unsichtbar lenkt er den Blutstrom durch die lebenserhaltende Maschine, unsichtbar lenkt er auch mein Auto, wenn ich mich ab und zu noch einmal hinters Steuer wage. Der „Insider“ mag heute meinen Schutzengelglauben nachsichtig belächeln, – er kann mich nicht anderen Sinnes machen.

Der unselige Krieg hat uns millionenfachen Tod in Gestalt von Munition und Sprengstoffen hinterlassen. Heute noch müssen immer wieder Blindgänger und Fundmunition entschärft werden, die Kampfmittelexperten setzen täglich ihr Leben aufs Spiel, heute mehr denn je, weil Lagerzeit, Witterung und Rost die Sprengkörper zunehmend unkontrollierbarer und damit gefährlicher machen.

In meiner Kinder- und Jugendzeit nach dem Krieg – 1945 war ich zehn Jahre alt – lagen die gefährlichen Objekte tatsächlich massenhaft herum, auf Schritt und Tritt stieß man in Feld und Wald auf Sprengstoffe aller Art, sogar auf dem heimischen Grundstück fanden sich diese Todbringer. Warum eigentlich ließen die Soldaten – ganz gleich, ob Freund oder Feind – ihr „Handwerkszeug“ derart massenhaft herumliegen, anstatt es, wie es doch eigentlich ihre Pflicht gewesen wäre, mit sich zu führen? Eine solche Verantwortungslosigkeit gegenüber der Zivilbevölkerung hätte gar nicht hart genug bestraft werden können, – aber es war Krieg und im Krieg ist alles möglich.

Eine kleine Begebenheit ähnlichen Inhalts, aber neueren Datums, fällt mir ein: In den 1970-er Jahren hielt die Fernmeldekompanie „Butzweilerhof“ der Bundeswehr aus Köln bei uns im Saal Friesen Manöverball ab. Als Zeitungsberichter war ich eingeladen, der „Spieß“ der Kompanie informierte und betreute mich hervorragend. Am nächsten Morgen war am Weiher in Blankenheim eine interessante Übungsdemonstration mit mehreren Fernmelde- und Funkstationen und einem Erbsensuppen-Mittagessen. Am Weiherufer war ein MG-Stand aufgebaut, ich durfte ein paar Platzpatronen über die Wasserfläche abfeuern. Da entdeckte der mich begleitende „Spieß“ unter den abgeschossenen Hülsen zwei unversehrte Platzpatronen. Das war zwar „nur“ Übungs-Munition, das „Spießgewitter“, das sich dann aber über die beiden wachhabenden Soldaten entlud, war an „Schärfe“ kaum noch zu übertreffen. Man hätte es „bis nach Reetz hören können.“

Als am 07. März 1945 die Wehrmacht Hals über Kopf vor den anrückenden Amerikanern in Richtung Rhein geflüchtet war, blieb in unserem Holzschuppen ein geheimnisvoller Gegenstand zurück, der auch später nach Abzug der Amis noch da herum lag. Wie eine übergroße

Stablampe sah das Ding aus, ein starkes Blechgehäuse mit flachem Kopf, dessen Deckel mit zwei Plomben verschlossen war. Im Innern schlackerte und polterte es leise beim vorsichtigen Schütteln. Wo Plomben waren, da musste etwas Wichtiges dahinter stecken, ich zögerte lange, riss aber schließlich doch todesmutig die Siegel ab und klappte den Deckel auf. Eine Blechdose kam zum Vorschein, darin ein meterlanges schwarzes „Kabel,“ an dessen einem Ende war ein Metallring, am anderen Ende gab es ein Schraubgewinde und ein silbernes Metallstäbchen, etwas kleiner als eine Zigarette. Das Ganze war eine komplette Initial-Zündvorrichtung mit Reißzünder und Sprengkapsel, aber das wusste ich damals nicht. Im Schaft des Gehäuses steckte eine schwarze „Stange“ mit roten Buchstaben und Zahlen. An einem Ende gab es ein Hohlgewinde, und da hinein passte genau das Kabelgewinde mit dem Silberstäbchen, es ging ganz leicht und einfach.

Irgendetwas zwang mich, die Schraube wieder aus der Stange heraus zu drehen, bevor ich todesmutig an dem besagten Metallring zog. Es zischte ein wenig und leichter Rauch stieg auf. Erschrocken warf ich das Kabel zur Seite. Da lag es nun, zwei Meter neben der schwarzen Stange, und zischte eine ganze Weile vor sich hin. Plötzlich machte es scharf und deutlich „päng,“ das Kabel hüpfte ein wenig in die Höhe, das Silberstäbchen war verschwunden. „Beste wier am scheeße“ (bist du wieder am schießen) ereiferte sich unsere „Jött“ (Tante), die gerade mit zwei vollen Wassereimern vom „Jrawepötz“ (Grabenpütz, Schöpfstelle) kam. Wir ahnten ja beide nicht, wie nahe wir in diesem Augenblick dem Tod gewesen waren. Wäre die schwarze Ladung explodiert, – von Jött und mir hätte man wohl kaum noch etwas gefunden.

Ich weiß es nicht sicher, denke mir aber, dass die Ladung zum Sprengen einer Kanone bestimmt war, die schwarze Stange nämlich hätte in jedes Geschützrohr hinein gepasst. Einer hat sich mit Sicherheit ausgekannt: Sprengmeister Schutzengel. Ich fühle es beinahe noch heute: irgendetwas „zwang“ meine Hand zum Herausdrehen der Zündschnur, bevor ich am Messingring zog, es gab gar keine andere Möglichkeit.

Aus einem von „Jabos“ zerschossenen Heeresfahrzeug „organisierten“ wir einen funktions-tüchtigen Karabiner 98 K. Munition lag massenweise herum, – angerostete Stahlhülsen, weil es längst kein Messing mehr gab. Weitab vom Forsthaus Salchenbusch ballerten wir stundenlang im Wald herum, bis beinahe der Gewehrlauf glühte. Schließlich riss an einer Hülse der verrostete Rand ab, sie ließ sich nicht mehr auswerfen. Einen Ladestock oder ähnliches Hilfsmittel hatten wir nicht, in den Lauf gestopfter Draht half nicht weiter, der K 98 war im Eimer. Ich erinnere mich noch an meinen ersten Karabinerschuß: Den Lauf auf einen dünnen trockenen Fichtenast gelegt, drückte ich ab. Der Ast war weg, ich lag auf dem Rücken, das Gewehr drei Schritte hinter mir. Tagelang hat mir die Schulter wehgetan, ich durfte aber naturgemäß daheim nicht klagen. Dabei hatte ich noch Glück, dass nichts gebrochen war. Da hatte zweifellos mein unsichtbarer Freund die Hand zwischen Gewehrkolben und Schulterknochen gehalten. Meine beiden Kameraden waren älter als ich, sie kannten sich mit einem Gewehr aus.

In der „Ritzdörfer Baach“ (Ripsdorfer Bach) in der Nähe von Ahrhaus (heute Oberahreck) war ein Munitionsdepot der Wehrmacht, hier lag millionenfach Gewehrmunition herum, daneben Panzermunition, Hand- und Gewehrgranaten sowie Minen. Durch eine Gewehrgranate kam übrigens mein Vetter Peter Weber aus Wiesbaum kurz nach dem Krieg mit 12 Jahren ums Leben. In besagtem Depot „bedienten“ wir uns gelegentlich, es ist nie etwas geschehen, Sprengmeister Schutzengel wachte über uns.

In Sichtweite meines Elternhauses, auf dem „Kroohhüwwel“ (Krähenhügel), hatte die Wehrmacht ein Areal mit Tellerminen bestückt, darunter auch den Großteil einer Viehweide. Der Besitzer hatte auf eigene Faust einen ganzen Berg T-Minen ausgegraben und danach seine Tiere wieder auf die Weide getan. Eines Morgens, wir hatten gerade große Pause in der

Schule, krachte es fürchterlich und hinter den Häusern stieg schwarzer Rauch auf. Eine Kuh war auf eine Mine geraten und zerfetzt worden. Und in diesem Bereich waren wir Kinder tausendmal herum gelaufen! Der Kampfmittelräumdienst förderte später noch haufenweise Minen zu Tage, die wurden kontrolliert vor Ort gesprengt. Einmal versuchte ich, einen aus der Mine herausgeschraubten Zünder zu demontieren um zu sehen, „wie er innen aussieht.“ Es gelang mir aber nicht und ärgerlich warf ich das Ding ins Gebüsch. Sprengmeister Schutzengel hatte wieder einmal vorgesorgt und den Sperrstift festgehalten, der ansonsten die Zündung freigegeben hätte. Die daumenstarke Initialkapsel hätte zumindest meine Hände zerrissen, wahrscheinlich aber größeres Unglück verursacht.

Im Waldbereich „Eichholz“ westlich von Nonnenbach waren die meisten Waldwege durch „Stockminen“ unpassierbar gemacht. Diese Minen besaßen einen dicken Mantel aus Beton und gehacktem Eisen, das grausame Wunden schlug. Mit einer „Bohrpatrone“ ausgerüstet, standen die Sprengkörper auf fußhohen Stöcken oberirdisch im Astgewirr der über den Weg gefällten Bäume. Die Minen waren durch Drähte miteinander verbunden, die Explosion einer einzelnen löste eine Kettenreaktion aus. Wo ein solcher Draht am Rand sichtbar war, da befestigten wir eine Schnur daran und brachten aus sicherer Entfernung das Minenfeld zur Explosion. Es ging immer alles gut, unser unsichtbarer Sprengmeister hielt seine schützende Hand ständig über uns.

Kurt Mehnert, der Sohn des Revierförsters Rudolf Mehnert, kam durch eine Stockmine ums Leben. Und unser Nachbar Matthias Klinkhammer („Kaue Mattes“) geriet beim Viehhüten ebenfalls an eine Stockmine. Sein Fußknöchel wurde zerfetzt. Günther Mehnert, der Bruder von Kurt, fand den Verwundeten und wurde zu dessen Lebensretter. Günther hat mir einmal die Geschichte erzählt, er war damals zufällig im Auftrag des Vaters im betreffenden Waldbereich unterwegs. Auch Mattes hatte wohl einen mächtigen Schutzengel.

Die Amerikaner hatten eins ihrer handlichen Sturmgewehre bei uns zurückgelassen. Im Schützengraben vor dem Dorf schossen wir mit dem Gewehrchen herum, bis wir keine Munition mehr hatten. Die Waffe blieb ungeschützt im Graben liegen. Beim Aufräumen in unserer Scheune fand ich später einen Karton mit sage und schreibe 200 Patronen für unser Gewehr. Dessen Eisenteile waren bereits deutlich angerostet, das Schloss ging aber noch. Der erste Schuss klang seltsam hohl und merkwürdig, beim zweiten surrte etwas an meinem Ohr vorbei, – das Visier, wie sich herausstellte. Und der Lauf war an der Mündung etwa zwei Zentimeter weit eingerissen. Für den nächsten Schuss banden wir das Gewehr hinter einer rechtwinkligen Grabenkante mit Draht an einen Pfosten und führten eine Abzugschnur um die Grabenecke. Es krachte fürchterlich, vom Gewehr fanden wir nur noch ein paar Holz- und Eisensplitter. Und wieder war alles gut gegangen.

Am „Kaiserhaus“ neben der heutigen Bundesstraße 51 bei Schmidheim, gab es im Krieg ein mächtiges Depot der Wehrmacht mit Sprengstoffen und Munition aller Arten und Kaliber. Im Hochwald dicht neben der Straße gelegen, war das „Munilager“ immer wieder Angriffsziel feindlicher Jagd- und Bombenflugzeugte. Nach Kriegsende war das gesamte Gelände von Bomben geradezu zerpflegt, das Waldgelände war zum grandiosen Trichterfeld geworden, in dem sich tausendfacher Tod versteckte.

Von daheim aus wanderten wir quer durchs Eichholz und füllten uns am Kaiserhaus die mitgeschleppten Tragebehälter mit Schießbedarf. Besonders begehrt waren die „Pulverstangen“, das Röhren-Schießpulver aus der 88 und 37 Millimeter Flakmunition. Die lag in Unmengen da herum, man musste lediglich die schweren „Patronen“ aufbrechen, um an das Pulver zu kommen, das schön fest gebündelt in der Kartusche steckte. Bei der Drei-sieben ging das leicht und einfach, die Acht-acht war aber derart gewichtig, dass ich eine solche

„Patrone“ nur bis in Kniehöhe zu wuchten vermochte. Beim Fallenlassen auf einen Stein oder Baumstamm „brach“ dann die Granate aus der Hülse heraus.

Auch bei dieser lebensgefährlichen „Arbeit“ ging immer alles gut, dank der schützenden Hand meines unsichtbaren Freundes. Freilich waren die Granatzünder der Flakmunition transportgesichert. Wie leicht aber hätte sich eine solche Sicherung beim Bombardement lockern können und der Zünder hätte sich bei unserem Aufbrechen selbständig eingeschaltet. Noch heute sträuben sich mir die Haare beim Gedanken an unseren damaligen Leichtsin. Wir bildeten uns ein, mit den gefährlichen Dingen „umgehen“ zu können und ahnten nicht, wie bodenlos dumm wir waren.

Diese Dummheit nahm ich mit, als wir in 1949 nach Blankenheimerdorf umziehen mussten. Onkel Mattes war gestorben, wir mussten aus dem Haus und bezogen das alte Fachwerk-Bauernhaus „Muuße“ auf dem Kippelberg in Blankenheimerdorf, das meine Eltern von der Erbgemeinschaft Breuer gekauft hatten. Im „Dörf“ fand ich bald Gleichgesinnte, „Nixnotze“ (Nichtsnutze) wie ich selber, die sich einen Spaß daraus machten, nächtlicherweile ihren Mitmenschen Streiche zu spielen, und die auch in der „Sprengkunst“ nicht ganz unerfahren waren. Bald gab es auch hier ein „Sprengkommando.“

Auch von Blankenheimerdorf aus „bedienten“ wir uns weiterhin am Kaiserhaus mit Sprengbedarf. Unser erklärtes Ziel war, eine Flakgranate zur Explosion zu bringen. Das gelang uns aber nicht, trotz „fachmännischer“ Versuche mit Initialzündungen. Und da hat unser unsichtbarer Freund wieder geholfen. Wäre auch nur ein einziger solcher Versuch „geglückt“, so würde es diese Zeilen nicht geben. Ein paar Meter Entfernung hielten wir für eine ausreichende „Deckung“, bei einer 88 Millimeter-Granate! Die leichteren 37 Millimeter-Geschosse warfen wir einfach, soweit wir konnten, auf die Straße in der Hoffnung, dass einmal eine explodieren würde. Zum Glück tat keine Granate uns diesen Gefallen, weil unser Schutzgeist den Zünder blockierte. Die Wurfweite betrug etwa fünf oder sechs Meter, mehr ging nicht, die „Wurfgeschosse“ waren zu gewichtig. Und wir kannten die Explosionskraft der für unsere Begriffe „kleinen“ Granate nicht. Was wir wohl kannten, war die Wirkung der „winzigen“ 20 Millimeter-Kanonen-Granate, und allein diese Kenntnis hätte uns schon bedenklich und vorsichtig stimmen müssen. Das tat sie aber nicht.

Jeder Sprengkörper geht einmal von selber los, wenn er lange genug erhitzt wird. In Erkenntnis dessen stochten wir auf „Hochstein“ außerhalb des Dorfes nahe der späteren Bundesstraße B.51 in einem alten Steinbruch ein massives Feuer. In dem Loch waren Abfälle abgekippt worden, darunter ein altes hölzernes Fass, das wir in Brand setzten und darin eine Dreisieben-Granate deponierten. Dann verzogen wir uns nach draußen. Für unsere Begriffe eine Ewigkeit lang geschah überhaupt nichts. Das Fass war beinahe schon verbrannt, wir äugten über den Rand und beratschlagten, ob wir einmal „nachsehen“ sollten. Da kam die ungeheure Explosion, das Feuer war verschwunden, aber rings um uns herum brannte das kniehoh trockene Gras in der Umgebung des Steinbruchs. Wir hatten zunächst alle Hände voll mit Löschen zu tun, vom Dorf her hätte man nämlich das Feuer sehen müssen. Kein Stein, kein Splitter, kein Feuer hatte uns getroffen, obwohl wir mit dem Oberkörper über den Bruchrand hinaus ragten. Sprengmeister Schutzengel hatte das Unheil an uns vorbei dirigiert. Jetzt wussten wir, wie „es gemacht wird“, wir haben im Steinbruch noch etliche Drei-Sieben krepieren lassen.

Beiderseits der Straße zwischen Blankenheim-Wald und Milzenhäuschen hatte die Wehrmacht massenhaft Sprengstoff gelagert, uns interessierten insbesondere die halb verfaulten Holzkisten mit Handgranaten. Die Kisten enthielten in besonderer Verpackung auch die zugehörigen Sprengkapseln. Die Holzstiele der Wurfgeschosse waren zum größten Teil bereits verfault, „Abziehen“ war nicht mehr möglich die Granaten selber aber, leicht angerostet,

funktionierten noch. Wir schraubten die Stielreste heraus, steckten eine Kapsel in die Öffnung und zündeten sie mangels Zündschnur mit Röhrenpulver aus der 37 Millimeter Flakmunition. Genau vier dieser dünnen Röhren passten in eine Sprengkapsel. Sie brannten etwa 20 Sekunden, dann kam die Zündung und die Explosion. Das haben wir tausendmal gemacht und den Sprengkopf an immer heikleren Punkten deponiert. Geschehen ist uns nie etwas.

Einmal mussten wir vor einem Verfolger flüchten, der sich offensichtlich in den Kopf gesetzt hatte, uns „dingfest“ zu machen. Gelungen ist es ihm nicht, bis heute weiß ich aber nicht, wer jener „standhafte“ und „rechtschaffene“ Mitbürger gewesen ist.

In einem Erdfall auf „Gerhardsroth“ nördlich unseres Dorfes am Waldrand, hatte die Wehrmacht ein wahres Patronendepot eingerichtet. Dort lagerten Abermillionen Gewehrpatronen für den K 98. Ein Kumpel und ich hatten ein Feuerchen gestocht und es mit jeder Menge Patronen „gefüttert“, was mit der Zeit zu einer sehr lustigen Knallerei führte. Plötzlich näherte sich, in der einsetzenden Dunkelheit kaum noch erkennbar, vom Waldrand her eine geduckte Gestalt. Vom schlechten Gewissen angetrieben, nahmen wir Reißaus, talwärts zunächst, wo der Wassergraben über die Ufer getreten war und einen flachen See bildete. Es war im Frühjahr, Tauwetter hatte den Schnee schmelzen lassen. Drüben stapften wir über die „Prommeallee“ bis zur Feldscheune von „Jüldens Häns“, wo wir atemlos Rast machten. Wir trauten unseren Ohren nicht, als wir am Platschen im Wasser feststellten: Der Kerl verfolgt uns. Sehen konnten wir ihn schon nicht mehr, es war zu dunkel.

In halber Panik rannten wir weiter, von der Höhe herab ins „Hohental“, wo ebenfalls ziemliches Schmelzwasser floss. Das Stapfen über den gepflügten und aufgeweichten Acker war gewiss keine reine Freude. Drüben schlichen wir bis zum Wäldchen oberhalb der belgischen Siedlung hinauf. Wir waren sozusagen „fertig“, hörten aber zu unserem Entsetzen das „Platsch-Platsch“ unseres Verfolgers unten im Hohental. Mit letzter Kraft flohen wir weiter, querten den Bahnkörper und schlichen heimwärts. Unser Verfolger ward nicht mehr gesehen oder gehört. Wer mag das gewesen sein? Und was hat ihn dazu veranlasst, uns derart unerbittlich zu verfolgen? Eigentlich hatten wir doch gar nix angestellt, und Schaden hatten wir garantiert niemandem zugefügt! Das hat wohl auch Freund Schutzengel erkannt und uns bei der fast kopflosen Flucht geholfen.

Direkt selbstmörderisch war eine Aktion mit zwei 15 Zentimeter Do-Spreng-Werferraketen im Gebüsch direkt neben der Straße bei Blankenheim-Wald. Eins der Geschosse war halb aufgerissen und wir wollten erkunden, wie es „innen aussah.“ Auf welche Art und Weise wir das nach längeren Versuchen erreichten, darf ich gar nicht erzählen, fachkundige Leser würden vor Entsetzen graue Haare kriegen. Bei dieser Aktion hat unser unsichtbarer Freund vermutlich „Hilfe“ angefordert, er allein nämlich hätte Hände zu wenig besessen, um alle Gefahrenmomente abzusichern. Mir sträuben sich heute noch die Haare, und damals hat sicherlich auch unser Schutzgeist „die Ohren angelegt.“ Die handlange Zündvorrichtung haben wir später gesprengt und waren entsetzt ob der gewaltigen Explosion.

Silvesterschießen, das war naturgemäß für uns die Gelegenheit, unsere Schießkünste zu demonstrieren. In der Nähe unseres Dorfes waren mehrere V1-Flugbomben niedergegangen, die „Vergeltungswaffe“ der braunen Regierung wurde im Wald bei Rohr abgefeuert, flog oft nur ein paar hundert Meter und stürzte zu Boden, ohne zu explodieren. Diese Wracks enthielten zentnerweise Sprengstoff, dessen wir uns bedienten: Wir hackten einfach die gelben Brocken aus der Masse heraus und bastelten daraus unsere Silvesterböller. Das ergab Donnerschläge, gegen die unser heutiges „Feuerwerk“ das reinste Kinderspielzeug ist. Einmal feierte ich die Silvesternacht zusammen mit meiner Freundin in Ahrhütte. Ich wusste, dass die Kumpels daheim eine Zehn-Kilo-Ladung zünden würden. Der Blitz war bis nach Ahrhütte zu sehen, im Dörf waren einige Fensterscheiben zu Bruch gegangen.

Sehr begehrt bei uns waren die am Heck der 37 Millimeter-Granate eingeschraubten Leuchtspur-Einsätze, die sich durch einfaches „Anritzen“ mit einem spitzen Metallteil zünden ließen und ein prachtvolles Feuerwerk ergaben. Geradezu grauenhaft war die Methode, mit der wir uns diese „Pöttcher“ (Töpfchen) beschafften. Oft waren die Einsätze stark angezogen, nur mit Hammer und Schraubenschlüssel kamen wir zum Ziel. Und mit dem Schraubstock! Noch heute überfällt mich beim Gedanken daran das blanke Entsetzen. Da muss ein mächtiger Beschützer auf uns aufgepasst haben, – tausendmal Dank dafür.

Woher sie kam, weiß ich nicht mehr, jedenfalls aber waren wir im Besitz einer echten „08“-Pistole, mit der wir auch herumballerten, sofern wir Munition hatten. Die fand sich gelegentlich irgendwo. Einmal waren die Zündhütchen ziemlich oxydiert und funktionierten nur noch mangelhaft, man konnte zehnmal abziehen, aber es knallte nicht, vielleicht war auch der Schlagbolzen in der Waffe nicht mehr voll in Ordnung. Einen solchen „Fehlzünder“ hielt einer von uns dem Kumpel auf den Bauch und drückte ab. Nichts geschah, es „klickte“ nur. Der „Beschossene“ riss aber entsetzt die Waffe an sich, hielt sie hoch, drückte ab und es krachte. Wer sonst als unser treuer Schutzgeist hatte da den Daumen auf das wackelige Zündhütchen gedrückt?

Damit soll es nun genug sein. Zusammenfassend: Tausendmal habe ich – haben wir – unser Leben leichtsinnig aufs Spiel gesetzt. Ebenso oft hat der Unsichtbare schützend seine Hand über uns gehalten, weil es ihm noch zu früh an der Zeit schien für unseren Tod. Er hat auch in zahllosen anderen Fällen über mich gewacht, darüber werde ich später noch berichten. So stand er beispielsweise in 1986 an meinem Bett auf der Intensivstation und schickte den Knochenmann fort, der gekommen war und mich holen wollte. Man mag mich belächeln ob meines Schutzengelglaubens, – ich weiß, dass es ihn gibt, den unsichtbaren Helfer.